

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

119 (22.5.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Gründlicher Szenenwechsel

Robert Sudjinskis satirischer Roman „Kehr um“, der in den nächsten Tagen im „Bücherkreis“ (Berlin SW 61, Belle-Alliance-Platz 7/8) erscheint, hat zum Thema: Ein Kapitalist muß einmal die Welt von unten sehen und macht dabei wunderliche Entdeckungen. Durch einen seltsamen Zufall wird aus dem ehemals sehr wohlhabenden und verwöhnten Reinhold Bärting ein armer Teufel namens Xaver Schmid. In dem hier veröffentlichten Abschnitt treffen wir ihn als Arbeiter beim Straßenbau.

Und dann war Reinholds Geld alle. Er meldete sich beim Unternehmer des Straßenbaus R... B. Merkwürdig schnell erhielt er Arbeit, denn er war, wie die andern Arbeiter, Streikbrecher, aber das mußte er nicht. Er handelte mit Karren und Gade, schleppte Steine, pumpte Wasser aus. Es ist wohl schon einmal erwähnt worden, daß er recht große Körperkräfte besaß, so erlachte ihn beinahe ein Hochgefühl, die betätigen zu können — zum Mißvergnügen der Kollegen. Am Abend mietete er sich bei einem Kleinbauern ein. Bekam ein Kämmerchen mit vier Heiligenbildern, sehr vielen Wänsen, feiner Holzgelegenheit. Seine 230 Diensthöfen hatten weitaus bessere Behausungen gehabt; aber mit einer Art vorläufig noch reichlich unedigen Mörtelzertums oder Stoisismus nahm er das mit Befriedigung auf sich. Außerdem war er zu müde, legte sich auf eine Schlafstelle, die sich allein durch horizontale Lage als solche leistungsfähig, mit zerlegenen Knochen nieder und Muskeln, von deren Erhitzen er völlig überlastet war. Da aber ging nebenan — die Wand bestand nur aus Brettern — ein gedehntes Stutzen los mit halbeschem Beien abwechselnd und gedehnten Sinaen. Des weitern handelte es sich um eine gewisse Bursche, die irgend wohin fortbeizog. Sie wurde deswegen am Ehrenmitglied der Beterneinigkeit ernannt und erhielt als Brautgabe einen Wandspund von Schwester Anastasia, kunstvoll auf Holz gebrannt und in jedem Wort einzeln zu Gemüte geführt. Das hörte noch der todmüde Arbeitstier und schlief dann bis zum 36. Wänsenbild.

Er erwachte ganz langsam, langte nach der Klingelschnur, um den Kaffee herbeizurufen. Die laufende Hand fand nur eine eilige davonlaufende Wänsen. Er erhob den Oberkörper, die Hüften taten weh — war nicht gestern Abend Tansjöree im Automobilklub? „Zum Donnerweiter, wo sind denn wieder die Hausstube! Lina!“ — Da lächelte ihm der bellige Antonius süß von der Wand, wo eigentlich doch der echte „Stud“ hing. Ja, richtig, also Kaffee und Gebäck gibts nicht, auch nicht Zeitung und Morgenstarre. Und rechts neben dem Bett fehlte ja auch die Tür zum Badezimmer. — das ist unannehmlich, dies vor allem. Aber eine Badegewohnheit müßte noch eintreten, sonst! Er suchte wieder die elektrische Klingel, klopfte dann an die Wand: „Ja, also haben Sie nicht eine Wänsen schüssel?“ Sie wurde ihm unter Stillschleppschreien hineingepusht. Er besah sie sich stumm. Die hat noch andere Verufe neben! Nun die Schüssel kreucht und dreht! Wie macht man das eigentlich, um sie zu ändern? — Er dachte an die Annoncen vom Schuhputz. — Ja, das wird das wohl sein.

Er wurde nun doch fertig — notdürftig, der Barbier war zwar auch nicht erschienen, ebensowenig Frisur, der Diener, Zimmer weggeheißt, mit dem Sembe ist es so 'ne Sache, Reispferd abwesend, sogar der Reiz von Chauffeur; die Hautcreme müßte erneuert werden, ein Knopf an der Hose war lose, und die selbst nicht gefügelt, der Spiegel, die Abortgeschicht, Strümpfe — aber die Bäuerin wünschte Gottes Segen und erhobte die Miene der Wänsen schüssel wegen um eine Mart.

Wetter und Weg zeigten sich drecks, Hofen und Schuhe sträubten sich gegen unvereinbare Zumutungen. Und die Arbeit selber hatte hute wirklich nichts mehr mit dem schönen Begriff zu tun, den Ideologen von ihr haben. Noch genau nach den alten Gelehen bei dem Pyramidenbau geordnet, wenn auch die Reihfolge anders aussah. Außerdem schien ihm die Arbeit hier amüßlich, der Chauffeur dau; es gab ja schon eine sehr angenehme Straße nebenbei. Er kam bald dahinter: Da wurde in M... her, dem Nachbarn, ein schauerndes und großes Haus aufgebaut, mit vielen Zimmern, Verandas, Liegehallen und allem „Komfort“. Es sah auf dem edlen Körper der Bewaher wie ein Krebsgeschwür aus. Ein Konfession zur Ausübung der Kugelgelegenheit für die ganze Umgebung baute es, und für diesen Zweck erbaute auch die Chauffeur.

Jetzt fiel dem Arbeiter Xaver Schmid ein, daß damals der Herr Reinhold Bärting Aktien beisehen habe von einem ähnlichen Unternehmen irgendwo anders. Die waren gut, sehr gut, und einmal konnte er sich von der Dividende einen prächtigen Weinfelder und einen Teinader Teppich für 12.000 M anschaffen. Gut also, die Sache stimmte, er mußte nun den Weinfelder des obigen Herren nachträglich abarbeiten! Aber wie war das bei den anderen Arbeitern? Schafften die für einen Weinfelder, der vor ihnen liegt?

Am Samstag ging er zur Lohnzahlung. Er stand da im Saufen

und hörte einen Namen nach dem andern aufrufen, wartete also, bis er an die Reihe kam. Auf einmal erhielt er einen Knippenstoß vom Kassier in Besetzung der Worte: „Ra, heerst du nicht? Du bist doch der Xaver!“ Xaver Schmid wurde gerufen, nachmalig: Xaver Schmid! Hat sich der Kerl denn die Ohren nicht gewaschen? Xaver Schmid ging mit einem Rud vorwärts, richtig, er war in dieser Xaver und hatte immer auf den Reinhold Bärting gewartet. Dann nahm er ein paar Mark entgegen und rechnete. Addierte,

subtrahierte zum erstenmal. Es ist doch schwer, so eine bürokratische Rechnung! Es stimmte nicht! Nach wiederholter, genauester Durchsicht blieben 1.50 M minus. Ob man der Sache mit Differenzierung zu Weis rüdt oder mit Logarithmen? Wo sind denn die 1.50 M geblieben! Er hatte den ominösen Herrn Reinhold Bärting in Verdad. Ja, gemiß, das wird so sein, er braucht ja zu einer Xavare. Aber ich brauche doch Seife, Sandtücher, Glatte, Gomben, na und schließlich auch eine Xavare, weil morgen Sonntag ist.

Der Elefantenschlächter

Von René Goussu

René Goussu, der Beleiter des schweizerischen Biologen Mittelholzer auf seiner aufsehenerregenden Ueberfliegung des schwarzen Erdteiles im Wasserflugzeug, ist einer der besten Kenner der afrikanischen Großwildart. Der folgende Aufsatz ist seinem kürzlich erschienenen Buche „Geheimnisse von Wänsen und anderen großen Tieren“ mit Erlaubnis des Verlaages entnommen.

Im verflochtenen Jahrhundert, als noch keine geologischen Bestimmungen die ungeheuren Elefantenherden Zentralafrikas schütten, wurden unter diesen kriechlichen Tieren fürchtbare Megalopolen angesetzt. Aber auch heute noch werden sie unheimlich gejagt, denn die Regierung stellt nicht weniger Jagdgebühren aus, die den Besitzer ermächtigen, einen oder zwei dieser Dichtäuter zu erlegen. Man darf jedoch nicht etwa glauben, daß das Elefantenschlächten lediglich das Werk der Europäer ist und war. Die Eingeborenen haben sich an dieser unheimlichen Tätigkeit in einem viel größeren Maße beteiligt, als man gewöhnlich annehmen geneigt ist und die Jagdmethoden der Eingeborenen haben sich als weitaus verheerender erwiesen als das noch so vollendete Jagdgewehr des Weißen. Man kann mit Recht behaupten, daß die Elefanten hingelacht wurden. Das gilt besonders von Ostafrika und Sudan, wo die Schwarzen die sogenannte „Feuerjagd“ betrieben. Diese verheerungswürdige Art der Jagd ist allfälligerweise im Verfall begriffen und wird nur noch in einigen entlegenen Landteilen ausgeübt. Dort gibt es ungeheure mit dichten, übermannshohen Gräsern bewachsene Flächen. Die Gräser erreichen nicht selten eine Höhe von 4 bis 5 Metern und trocken in der regenlosen Jahreszeit derart aus, daß sie, viele Monate hindurch, von den unbarmherzigen Strahlen der afrikanischen Sonne geröstet, wie Zündhölzer brennen und ebenso leicht in Brand geraten. Der rissige, von ungeheuren Schräuben gepolsterte Boden hat sich seit Wochen trotz der empfindlichen Nachtkühle nicht abgekühlt. Es genügt daher ein Funke, um Tausende und aber Tausende Quadratkilometer dieser so überaus leicht entzündbaren Vegetation in Brand zu setzen.

Nun ist die Zeit für die „Jagd“ gekommen. Aber das Wort „Jagd“ ist wenig am Platze für jene abscheuliche Schlägerei, die dann ins Werk gesetzt wird. Kleine Kundschafter erkunden eine Elefantenherde, die sie aus der Ferne beobachtet, und hüten sich wohl, die Tiere scheu zu machen. Diese Erkundung ist nicht so einfach, wie man glauben möchte, und muß oft mehrere Male unternommen werden. Der Elefant legt auf seinen Rücken gewaltige Strecken zurück, aber die weithin sichtbaren Spuren lassen seinen Weg un schwer verfolgen.

Die Jäger kommen aus den entlegenen Dörfern zusammen und bilden in beträchtlicher Entfernung von den Dichtäutern in großer Stille einen ungeheuren Kreis, um die Elefantenherde. Wenn alles zur Stelle ist, wird überall zu gleicher Zeit Feuer angelegt. Am Ru süngeln meterhoch die Flammen empor, und dichter schwarzer Rauch verdundelt weithin den Horizont. Wir hatten einmal den zweifelhafte Vorschlag, dieses Schauspiel aus der Nähe zu beobachten, als wir in der Gegend von K... (K... über die Savannen Hoan, Obwohl wir uns in einer Höhe von mehr als tausend Metern befanden, war die Atmosphäre dennoch von einem unerträglich ähnen Brandgeruch erfüllt. Die ganze Gegend war wie eine Meerengeit mit so dichtem Rauch umhüllt, daß wir eine halbe Stunde lang aus nur nach dem Rauch richteten konnten.

Von einem so fürchterlichen Feuerangriff umschlossen, laufen die unglücklichen Elefanten wie wahnwitzig in tollem Schreck durcheinander. Nur wenigen gelingt es, um den Kreis brennender Brandwunden die brennende Umsäumung zu durchbrechen. Aber die meisten gehen entsehtig zugrunde; sie werden buchstäblich geröstet, nachdem sie im Rauch erstickt sind. In aller Ruhe lassen die Eingeborenen das Feuer leuchtend stehen. Erst einige Tage später kommen sie auf die Brandstätte und sammeln inmitten verbrannten Fleisches und verrosteter Knochen das kostbare Elfenbein ein. Gar so kostbar ist das eingemammelte Elfenbein übrigens nicht, denn ein großer Teil davon ist durch die Gluthitze derart beschädigt,

daß es zu billigerem Preise an gewisse bedenkenlose Händler abgegeben werden muß, die sich diese Art von Ankäufen zur Spekulativität gemacht haben. Fünfzehn, zwanzig, manchmal auch dreißig Elefanten geben auf solche Weise samt ihrer Nachkommenherde ausrunde. In der Gegend des oberen Nils, nicht weit vom K... laufe, gibt es eine ausgedehnte Ebene, die gänzlich von abgetriebenen Elefantenzähnen bedeckt ist.

Diese barbarische Art des Elefantenmordes ist, wie erwähnt, im Verfall begriffen. Wohl sündet man auch heute noch mit Gras an. Aber die Tiere können rechtzeitig entfliehen, denn man hat sich vor ihnen die graslose Landschaft, die sie vor dem Flammensturm schützt. Doch noch immer kommt es vor, daß Elefanten ein alter und wenig behender Elefant sein Leben bei solchen Gelegenheiten lassen muß. Glücklicherweise eine seltene Ausnahme! Denn die Tiere riechen den Brandrauch schon aus der Ferne und fliehen sich, in Sicherheit zu kommen. Wie schnell auch immer die Flammen sich verbreiten mögen, sie vermögen dennoch nicht eine getarnte Antilope einzuholen oder auch nur eine Giraffe, wenn sie sich in Trab setzt!

Manche Stämme jagen den Elefanten — wie übrigens auch die Löwen — noch immer mit der Lanze. Eine andere, weniger gefährliche Form der Jagd ist die mit Hilfe verärrerter Pfeile. Auch hier sind so viele Tiere zum Opfer gefallen, daß die Kolonialbehörden mit einem Verbot einzugreifen haben. Aber dieses Verbot hat wenig praktische Bedeutung, denn die Eingeborenen, welche Jagd auf Elefanten und immer wieder einfließend sind, daß eine Ueberwachung vollkommen unmöglich erscheint. Das ist diese Weise gewonnene Elfenbein wird an die „Boader“ verkauft; das sind Schmutzlinge, die an den Veräußerer kleine distrete Fragen stellen und für einige Ellen Stoff dreißig bis vierzig Kilogramm Elfenbein eintauchen. Zur Bereinigung dieser Pfeile bedienen sich die Jäger eines Giftes, das von der rissigen stehenden Waldstämme bereit wird, und das sie im Tauchgefäß einhandeln. Es handelt sich um eine Art von Kurare, das Fortiaze Muskelfähmung herbeiführt.

Während sich die „Feuerjagd“ gegen Ende der trockenen Jahreszeit abspielt, begeben sich die Eingeborenen — wie werden wir sehen, warum, am Anfang der Regenperiode auf die Gipfelflächen. Zu dieser Jahreszeit nämlich erträgt der aufgeweidete Boden überall noch das Gewicht des Menschen, während sich der weiche weiche Dichtäuter nur mühsam und immer wieder einfließend wärtensweht. So können die Schwarzen, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, leicht auf kurze Entfernung die Tiere aufspüren. Zuerst auf den Unterleib oder auf die Kniekehle des Tieres, das seine Haut nur geringe Dicke hat. Es ist nicht notwendig, daß der Jäger tief eindringt; eine Rinne tut schon ihre unheimliche Wirkung. Gewöhnlich vereinen sich die Jäger zu einer kleinen Mannschaff, die dem verwundeten Tiere dicht auf den Rücken folgt. Sämt der Elefant inne, so bleiben auch sie stehen. Der Jäger ruft, so nehmen sie die Verfolgung wieder auf. Das ist drei oder vier Tage dauern, und die Schwarzen müssen sich von ihren Dörfern entfernen. Aber für die Eingeborenen ist die Zeit fast überhaupt keinen Wert. Das weiß jeder, der Afrika bereist hat, zur Genüge.

Endlich greift der Elefant zusammen. Er ist vollkommen erschöpft. Nun stürzt die ganze Meute auf ihn und macht ihn mit ihren kleinen Wurfspießen den Garau. Am Ru ist das ganze Tier zerlegt und die Jäger rufen sich zum gegenseitigen Mable. Alles, was nicht auf der Stelle verzehrt werden kann, wird in Streifen zerhackt und fortgeschafft. Für die Eingeborenen ist das Elfenbein nicht allzu viel wert. Und die Knochen reinigen vollends die Wänsen. So bleiben nur noch die Hühner, die so blank sind, wie sie kein Tierarztarzt laubender sich nun die Schwarzen im Gänzlich nach Hause und werfen sie auf den nächsten Händler, bei dem sie das erbeutete Elfenbein abgeben können.

(Einsig berechnete Ueberzeugung aus dem Französischen von den Korten.)

Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von Oliver Curwood
Copyright des Französischen Verlagsbandungs, Stuttgart.
(Nachdruck verboten.)

18 Dann kehrte er aber sofort wieder zurück und schnüffelte an dem Baumstumpf. Er wollte zu gerne wissen, was es für eine Bewandnis mit diesem Tun hat und warum sich der Großvater oder die Tante seines jungen Freundes dieser Anstrengung unterzogen hatte.

Billo brachte die jungen Biber noch immer nicht so weit, daß sie mit ihm spielten, und nach den ersten acht Tagen gab er keine Bemerkungen auf. Ihr Spiel verzirrte ihn in der Tat fast genau so wie die Dammbauten der älteren Biber. Einer der Jungen a. B. spielte mit Vorliebe im Schlamm am Ufer des Teiches. Er sah aus wie ein kleiner Knabe. Während die älteren Holzstübe von fünf bis dreißig Zentimeter Durchmesser zu dem großen Damm schleppten, holte dieser Junge, kleine Zweige von der Dicke eines Bleistiftes zusammen und baute einen kleinen Damm für sich. Eine Stunde lang baute er ununterbrochen und so fleißig an seinem Damm wie Vater und Mutter am großen. Billo lag während dieser Zeit in der Nähe, sah zu und kam aus der Verwunderung nicht heraus. Und durch den halbgetrockneten Schlamm hindurch pflegte der junge Baumeister seine Kanäle eben so zu graben, wie etwa ein Knabe seine Flüsse und Meere missamt den Seepiraten im Sand an einer Quelle bauen konnte. Mit seinen scharfen Zähnen naete er kein Holz durch, zwei Zentimeter dicke Weidenruten. Und wenn einmal eine der einhalb Meter langen Ruten zur Erde fiel, war er zweifellos genau so befriedigt darüber, wie der alte Biber, wenn eine meterhohe Birke tragend zu Boden stürzte. Billo vermochte aber nicht hinter den Saß dieser Arbeit zu kommen. Er konnte selber gerne am Holz, es blieb ihm aber ein Rätsel, warum der junge Biber die Rinde so sorgfältig vom Stamm entfernte und verzehrte.

Nicht weit von der Stelle, wo Billo die jungen Biber zum erstenmal erblickt hatte, war das Ufer eine Strecke von drei Metern etwas abhüßig, und dieses Ufer wurde von den jungen Bibern als Schlittenbahn benützt. Die Bahn war glatt und hart, und die Biber pflegten an einer nicht allzu steilen Stelle hinaufzuklettern. Oben angekommen legten sie den Schwanz flach auf den Boden, gaben sich einen

Stoß und fuhren so die Bahn hinunter, bis sie mit einem lauten Platsch im Wasser landeten. Manchmal buldgiten bis zu zehn Biber diesem Sport, und ab und zu wackelte auch ein älterer Biber hinauf um mit den jungen abzuwechseln. Eines schönen Nachmittags nun, als die Gluthitze von vielen Gebirgen auf und schlüßig war, ging auch Billo den Weg zum Starplatz hinauf und begann seine Untersuchungen anzustellen. Nirgends hatte er die Biberwänsen so stark gefunden wie eben hier, er begann zu schnüffeln und ging in seiner Unvorsichtigkeit auf zu weit. Am nächsten Augenblick verlorene Füße den Stand und mit einem wilden Schrei schoß er die Bahn hinab. Zum zweitenmal in seinem Leben mußte er sich aus dem Wasser reizen, und als er sich eine oder zwei Minuten länger aus dem weichen Schlamm herausgearbeitet und am Ufer festen Stand bekommen hatte, besah er seine gute Meinung von dem Spiel der Biber mehr. Es kann sein, daß ihn einer gesehen hatte und die Geschichte seines Abenteuers sehr bald unter den Bewohnern der Biberstadt bekannt wurde, denn als sich Billo am folgenden Abend einem jungen Biber, der gerade an der Rinde einer Erle nagte, näherte, rührte sich dieser nicht von der Stelle, und heute rieben sie sich zum ersten Male die Nase. Dann schnüffelte Billo laut hörbar, und der bevorzogene junge Biber sah da wie eine aufgeregte Spinne. Das war die letzte Festigung ihrer Freundschaft, wenigstens aus Billos Seite. Er machte ausgelassene Sprünge, um dem Biber zu zeigen, wie gern er ihn habe und daß sie gute Freunde sein könnten. Der Biber schwieg aber beharrlich und rührte sich nicht, bis er sich wieder auf sein Abendrot besann. Aber er war ein geistlicher Bürche, trotz alledem, und Billo war noch nie so allfällig wie heute.

Obwohl diese Freundschaft äußerlich zunächst einseitig zu sein schien, so erwies sie sich doch äußerst vorteilhaft für den Biber. So oft sich Billo in der Nähe des Teiches aufhielt, trieb er sich immer in der Umgebung des jungen Bibern herum. Eines Tages nun lag Billo im Gras zwischen Schlaf und Wachen, während sein Freund nicht weit von ihm entfernt mit Erlenzweigen beschäftigt war. Plötzlich schreute Billo aus seinem Halsloch auf, als das Warnungsschreien eines Biberchwanes ertönte. Gleich darauf folgte ein zweites, ein drittes, und noch ein Schlag laut wie Pfistenschüsse. Billo sprang hastig auf, Ueberall eilten die Biber dem schüchternen Teich zu. Der junge Biber kam hinter den Erlenzweig her und rannte, so schnell ihm seine kurzen fetten Füße trugen. Fast hatte er das Wasser erreicht, als etwas Nützliches blitzschnell in der Abenddämme vor Billos Augen

vorbeischoß und im nächsten Augenblick hatte ein Fuhs schon seinen scharfen Fänge in die Kehle des Bibern gesetzt. Billo hätte sich Todeschreie seines kleinen Freundes, er hörte die wahnwitzigen Schläge der vielen Schwäne und da geriet sein Blut in Schweiß. Billo erlachte eine Wut und so rief er die rote Fuhs auf und Beute, stürzte sich Billo auf den Fuhs. Er war so stark und so schnell wie früher und knurrte so wild, daß ihn Vierer hätte am Ufer hören können. Wie scharfe Messer veranfaßen Billos Zähne den Genid des hinterlistigen Teiches, des Räubers, der sich aus dem Hinterhalt auf seine Beute stürzt. Er war kein Draufgänger, sondern es um Nacktschiff kam. Billos Angriff schloß so heftig und so allfällig, daß der Fuhs so blitzschnell die Flucht ergriff, wie er den Biber überfallen hatte. Billo nahm die Verfolgung nicht auf, er ging zu seinem Freund, der im Schlamm lag und auf eine sonderbare Weise schnaute und flüßte. Billo schnüffelte vorsichtig an ihm und schloß darauf stellte sich der Biber wieder auf seine Schwimmlüße, wobei er amans bis dreißig Biber im Teich einen köstlichen Wärm verzehrte.

Nach diesem Vorfall erschien Billo der Biberisch mehr denn je als Seimat.

11. Kapitel Gefangen!

Billo wurde immer mehr eine gewöhnliche Erziehung bei dem Biberreich, und auf der anderen Uferseite schmiedeten Pierre und Renee Pläne, wie sie Billo fangen könnten. Der weiße Stern und der weiße Kreis erinnerten sie an einen anderen Billo, den sie so gern gehabt hatten. Zur gleichen Zeit besaß Bush McTaggart ein seinem Handelsplatz wieder einen kleineren kleinen Wänsen. Dieser Wänsen, der etwa fünfundsiebzig Kilometer nordwestlich abgeheißt ihm teilweise und er nannte ihn Lac Bain. Die Indianer hatten McTaggart den Namen „Nawao Weisoo — Teufelswänsen“ gegeben, und dieser Name blieb ganz unter ihnen: ein Wänsen, der nur im Schein des Raerrieuers geküßert und nur dort ausgebeutet wurde, mo ihn kein Windhauch dem Obr Bush McTaggart zurückbringen konnte. Wie ihn die Indianer fürchteten, so fürchteten sie ihn auch. Sie starben unter seinem Regiment an Hunger und Krankheit dahin, und der Teufel Bush McTaggart sog die Schwäne seiner eisernen Herrschaft um so fester an, je demütiger sie ihm zu gehorchen schienen. Dieses Schenial hatte eine kleine Seele.

(Fortsetzung folgt.)